

**De/Kolonialisierung des Subjektes:
Der Identitätskampf einer Frau aus dem Umkreis der RAF**

Dieser Artikel befasst sich mit den Büchern von Marianne Herzog:

Von der Hand in den Mund, 1980

Nicht den Hunger verlieren, 1980

Suche, 1988

De/Kolonialisierung des Subjektes: Der Identitätskampf einer Frau aus dem Umkreis der RAF

Autobiographische Texte von Marianne Herzog

*Im Zustand des Sklaven befindet sich jeder,
dem seine Geschichte gestohlen wird.*

(Herzog, *Suche*, 185.)

Die autobiographischen Schriften von Marianne Herzog (Jahrgang 1939) aus den siebziger und achtziger Jahren reflektieren auf extreme Weise die Problematik der weiblichen Identitätsbildung in der deutschen Nachkriegszeit und des Aufbruchs der Frauen während der zweiten Welle der Frauenemanzipation. Marianne Herzog war eine Randfigur der ursprünglichen RAF-Gruppe und kannte Ulrike Meinhof schon Ende der sechziger Jahre, noch ehe von Terrorismus die Rede war. Die Autorin hat drei autobiographische Bücher veröffentlicht (*Von der Hand in den Mund* [1976], *Nicht den Hunger verlieren* [1980], *Suche* [1988]) und an der Lebensgeschichte der jugoslawischen Gastarbeiterin Vera Kamenko mitgewirkt (*Unter uns war Krieg*, [1982]).¹

Herzog nahm mit dem Schreiben ihrer autobiographischen Texte ein schwieriges Unternehmen auf sich, denn besonders in den siebziger Jahren mussten Frauen bei solchen Projekten noch immer gegen beträchtliche Hindernisse anschreiben. Mit dem *Ich*, das sich seit dem achtzehnten Jahrhundert in Autobiographien ausdrückte, hatten Frauen nichts gemeinsam. Obgleich sich die Autoren bekannter Autobiographien zeitlich, kulturell, geographisch oder ethnisch voneinander unterschieden, so bildeten sie doch eine homogene Einheit durch Vernunft, Handeln und Selbstverständnis.² Das *Ich* in diesem Genre betrachtete sich zwar als universell menschliches und transzendentes Subjekt, doch die Frau – vermeintlich in ihrem weib-

¹ Marianne Herzog: *Von der Hand in den Mund*. Berlin: Rotbuch Verlag 1976; englische Ausgabe: *From Hand to Mouth. Women and Piece Work*. Middlesex / New York / Victoria [etc.]: Penguin Books 1980; *Nicht den Hunger verlieren*. Berlin: Rotbuch Verlag 1980; *Suche*. Darmstadt: Luchterhand Verlag 1988; Vera Kamenko, unter Mitarbeit von Marianne Herzog: *Unter uns war Krieg. Autobiografie einer jugoslawischen Arbeiterin*. Berlin: Rotbuch Verlag 1978.

² Siehe Julia Watson / Sidonie Smith: «De/Colonization and the Politics of Discourse in Women's Autobiographical Practices». In: Sidonie Smith / Julia Watson (Hrsg.): *De/Colonizing the Subject. The Politics of Gender in Women's Autobiography*. Minneapolis: University of Minnesota Press 1992, S. XVII.

lichen *Imago* festgeschrieben – war *de facto* durch ihre Biologie davon ausgeschlossen. Das Maß der tradierten autobiographischen Identität war, wie es die Theoretikerin Gayatri Spivak ausdrückt, «der heterosexuelle kaukasische Mann von Besitz»³. Unausgesprochen hingegen blieb, dass die Frau als das «Andere» der Gesellschaft marginalisiert, kolonialisiert und mit einer subalternen kollektiven Identität des Weiblichen inskribiert war, eine geschichtlich bedingte Maßnahme, die im Wiederholungsprozess «naturalisiert» wurde.⁴ Sie hatte keinen Zugang zu einer privatisierten und privilegierten Individualität, wie sie aus den Ideen der Aufklärung entstanden war, und was immer sie aus ihrem Erfahrungshorizont schrieb, wurde trivialisiert. Erfolgreich, aber als Kuriosität betrachtet waren sie dann, wenn sie Aspekte ihres Lebens beschrieben, die männlichen Mustern folgte.

Jedoch, wie z.B. Sidonie Smith und Julia Watson bemerken, ermöglicht die Aufnahme eines autobiographischen Projektes für Frauen einen Übergang vom «kolonialisierten Subjekt» zu einem «universellen Subjekt».⁵ Aber auch diese Art von «Selbst-Dekolonialisierung» erkennen sie als gefährdet, da sich das autobiographische Subjekt durch neokolonialisierende Metaphern wiederum auf andere Art beschränkt. Doch kann dieser Prozess produktiv werden, da die Frau sich durch Sprache artikulieren und dadurch die Einschreibung als Objekt in den dominierenden Diskurs der Gesellschaft dekonstruieren kann. Schließlich sind die Kolonialisierten nicht nur Objekte der Diskurse der Kolonisierer, sondern auch Handelnde einer Geschichte voller Konflikte in einer kulturellen Welt, wo auch sie gesellschaftliche Komplexe verändern können. Die amerikanische Theoretikerin Nancy Hartsock erkennt Hoffnung darin, dass eine «Epistemologie des Standpunktes» – d.h. die Sicht von Außenseitern – das Falsche der etablierten Perspektive von innen aufdecken kann, was die Möglichkeit in sich trägt, die Peripherie wie auch das Zentrum der Gesellschaft zu verändern.⁶

Während sich in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der männliche Autobiograph mit dem Verschwinden des Subjektes abplagt, wie es Foucault und Roland Barthes taten, weil das «humanistische Subjekt» als Chimäre erkannt wurde⁷, ergreifen Autorinnen die Chance, sich zu definieren, die Zusammensetzung ihrer ei-

³ Gayatri Chakravorty Spivak: *Harper's Magazine* (September 1989), S. 52.

⁴ Wie es Roland Barthes in seiner Erklärung des modernen Mythos plausibel macht. Roland Barthes: *Mythologies*. New York: Hill and Wang 1957.

⁵ Sidonie Smith / Julia Watson (Hrsg.) 1992, S. XIX.

⁶ Siehe Nancy Hartsock: «Foucault on Power: A Theory for Women?» In: *Feminism/Postmodernism*. Hrsg. von Linda J. Nicholson. New York: Routledge 1990, S. 171.

⁷ Siehe z.B. Roland Barthes: «The Death of the Author». In: *Image, Music, Text*. New York: Hill and Wang 1977; oder *Roland Barthes by Roland Barthes*. Translated by Richard Howard. New York: Hill and Wang 1977, und Michel Foucault: «What is an Author?» In: Donald Bouchard (Hrsg.): *Language, Counter-Memory, Practice*. Ithaca: Cornell University Press 1977.

genen Identität zu ergründen und in den gesellschaftlichen Diskurs einzugreifen. Besonders in diesen Versuchen wird klar, dass Autobiographie oder Biographie in der Postmoderne nicht länger von Belletristik als Genre getrennt werden kann, wie es auch in der seit mehr als zehn Jahren geführten «Gender-Genre»-Diskussion gefordert wird. Die frühere Trennung bedeutete gleichzeitig eine versteckte Ideologie, wonach nur die «(nicht-autobiographischen) Werke im literarischen Kanon» Wertigkeit erlangten bzw. verdienten.⁸

Ein besonderes Merkmal, das bei der Identitätssuche von Frauen hervorsteicht, scheint die Notwendigkeit zu sein, zwischenmenschliche Beziehungen zu etablieren. Das ist besonders stark bei Marianne Herzog der Fall. Es sind fast immer Frauen, die darauf bestehen, ihre Identität in persönlichem Bezug zu anderen zu vervollkommen: als Mutter zum Kind, Frau zum Ehemann, Freundin zur Freundin, Frau zu Menschen oder zu Tieren. So hat z.B. Nancy Chodorow dargelegt, dass sich das weibliche Selbst eher um die verschiedenen Ebenen und Intensitäten von Beziehungen kümmert als um eine Absonderung oder eine gravierende Individualisierung, um eine Einmaligkeit zu etablieren, wie es die Psychologie bei Männern erkennt.⁹ Eine weitere Theoretikerin, Mary Mason, bemerkt zur Autobiographie von Frauen: «die Selbstentdeckung von weiblicher Identität scheint ein wirkliches Vorhandensein und die Erkenntnis eines anderen Bewusstseins, zu bestätigen.» Diesen Prozess sieht Mason als «Evolution und Skizzierung einer Identität durch Alterität».¹⁰

⁸ Das ändert sich nunmehr, und viele Frauen tendieren dazu, «autobiographische Romane» zu schreiben, eine Prosa zwischen Fakt und Fiktion, wie sie z.B. Elisabeth Plessen Anfang der siebziger Jahre beschrieb. (Elisabeth Plessen: *Fakten und Erfindungen. Zeitgenössische Epik im Grenzgebiet von fiction und nonfiction*. München: Carl Hanser Verlag 1971.) Bei dieser Literatur kommt es darauf an, wer spricht, wer zuhört und auch wer antwortet. Während Foucault in naher Zukunft die Selbstaussage des Autors in «Indifferenz» versanden sieht, verlegen sich die Autobiographinnen mit Leidenschaft auf das Aufspüren von bedeutsamen «Differenzen».

⁹ Nancy Chodorow: *The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender*. Berkeley: University of California Press 1978.

¹⁰ Mary G. Mason: «The Other Voice: Autobiographies of Women Writers». In: Bella Brodzki / Celeste Schenck [Hrsg.]: *Life/Lines: Theorizing Women's Autobiography*. Ithaca: Cornell University Press 1988, S. 22. (Übersetzung des Zitats von mir, H.K.) Die Frage, ob diese Tendenz aus natürlich-biologischer Veranlagung oder aus historischer Situierung innerhalb der Gesellschaft hervorgeht, wurde in den achtziger und frühen neunziger Jahren in der «Essentialismus-Auseinandersetzung» heiß debattiert. Besonders die amerikanische Feministik (z.B. Judith Butler) argumentierte gegen eine essentielle Weiblichkeit und für die Verantwortlichkeit eines historischen Prozesses. Geschlechterdifferenzen auf biologischer Grundlage wurden wohl auch deshalb in dieser Beziehung abgelehnt, da auch sie die Voraussetzung einer universellen Allgemeingültigkeit in sich trugen und in ihrer Fixierung eine befreiende Dynamik verhinderten. Es wurde stattdessen auf historisch bedingte Ursachen hingewiesen, deren attraktives Merkmal darin lag, dass sie wieder verändert werden konnten und besonders den Frauen eine bis dahin nicht genossene Emanzipation versprachen.

Herzog ist ein Musterbeispiel einer Autobiographin, die antikonkoliale Aspekte in ihre Texte einbringt. Sie tastet sich mit ihren autobiographischen Schriften an eine neue Art von Subjektidentität heran, wobei theoretische Überlegungen unausgesprochen bleiben. Es gibt kein Modell, dem sie nachstrebt, aber es herrscht ein Grundton, der auf eine allgemeine, nicht definierte, humane und zwischenmenschliche Verantwortlichkeit im Privaten wie im Politischen hinzielt. Sie ist eine der ersten Frauen in Deutschland in den siebziger Jahren, die anfangen, kompromisslos von ihrer eigenen Position und Person aus zu schreiben, wobei sie alle Konventionen, die das Genre «Autobiographie» bestimmten, außer Acht ließ.¹¹ Keineswegs berichtet sie ihr Leben auf lineare Weise. Tagebucheinträge, Reiseberichte, konkrete Beschreibungen von Arbeitstagen, scharfe Sozialkritik, Gerichtsprotokolle, lange Zitate von Texten anderer Frauen, Träume – alles wirbelt durcheinander, indem sie das Zentrum ihres Schreibens umkreist, das erst im Fortschreiten kaleidoskopisch Form annimmt. Dass Frauen zu der Zeit überhaupt zu schreiben wagten und Hoffnung haben durften, veröffentlicht und ernst genommen zu werden, hat mit einem anti-traditionellen Sentiment in Deutschland zu tun, das gewissermaßen auch ihre Situation ansprach.¹² Schließlich hatten Frauen bis weit in die Nachkriegszeit hinein zwangsweise Männerarbeit geleistet, und viele mussten es weiterhin tun –

¹¹ Siehe hierzu besonders die vorbildliche Studie über autobiographische Texte und Filme aus den siebziger und achtziger Jahren in Deutschland von Barbara Kosta: *Recasting Autobiography: Women's Counterfictions in Contemporary German Literature and Film*. Ithaca (N.Y.). London: Cornell University Press 1994.

¹² Dabei soll nicht vergessen werden, dass die alten Traditionen im gesellschaftlichen Diskurs in Deutschland, so wie sie sich während der Adenauer-Regierung wieder zurückentwickelten, auch von der zeitgenössischen jungen und politisch engagierten männlichen Generation, die z.B. die SDS, APO und die Baader-Meinhof-Gruppe in Bewegung brachte, in vieler Beziehung eine Abfuhr erhielten. Die Vernichtungen durch die Weltkriege hatten die intellektuellen Gruppen schon lange vorher in eine Krise geworfen und das Bewusstsein eines Wertzerfalls hervorgerufen. Schon seit Wittgensteins und Hofmannsthals «Sprachzerfallsängsten» (siehe z.B. Hofmannsthals «Lord Chandos-Brief») war das heruntergekommene Wertsystem, dem eine demagogische Sprache diente, erkannt, und es wurden ganz allgemein – im Journalismus wie in fiktiver Prosa – beim Schreiben alte Formen verändert. Im kommerziellen Aufschwung der fünfziger und sechziger Jahre wurde altes Wertgut jedoch weiterhin eingesetzt, wenn es Vorteile brachte. Das Wirtschaftswunder brauchte die alten «Worte des Glaubens» und das Versprechen der Wiederkehr der «guten alten Zeit» zur Augenwischerei. Erst viel später, in den achtziger Jahren, wurde die «Stunde Null» des Jahres 1945 als Illusion erkannt. Die junge Generation der Intellektuellen, zu der auch Herzog halb gehört, hatte noch nicht vergessen, dass zum Beispiel die Pfarrer und Priester der Nachbarkirchen den englischen oder russischen «Feind» als Teufel angeprangert und die deutschen Kanonen gesegnet hatten. Auch die Schriftsteller der *Gruppe 47* und deren Kritiker in den sechziger Jahren – u.a. Peter Handke – fanden, dass die literarischen Genres und die Handhabung der Sprache in der Literatur bedrohliche Grenzen aufwiesen, die man neu ziehen wollte. Einige zweifelten ganz an dem Wert literarischer Texte und tauschten das Schreiben auf kurze Zeit gegen politische Arbeit aus (z.B. Grass, Enzensberger). Auch Herzog gehört – wenn auch auf andere Weise – zu diesen aktivistischen Schriftstellern.

auch Herzogs Mutter –, da Väter und Söhne nicht aus dem Krieg zurückgekehrt oder nicht da waren. Ihr neues Selbstbewusstsein ist auch das Verdienst der zweiten Frauenemanzipation der siebziger Jahre, die aktiv wurde, als Frauen wieder gewisser Privilegien beraubt und in die Küche geschickt wurden, um den heimkehrenden Männern Platz zu machen. Die ganz jungen Frauen, die sich befähigt fühlten, an den politischen Bewegungen der sechziger Jahre teilzunehmen, hatten von der anti-traditionellen, antiautoritären Welle gelernt, auch ihre Eigeninteressen zu vertreten, als sie bemerkten, dass sie den männlichen Kollegen weiterhin lediglich Hilfestellungen leisten sollten.¹³ Sie waren mit dabei, Proletarier oder arbeitslose Marginalgruppen dazu aufzurufen, gegen ihre Unterdrücker zu protestieren; war es da nicht gerechtfertigt, wenn auch Frauen für ihre eigene Sache, z.B. gegen die neu erkannten linken Phalokraten antraten?

Um die ungerechte Behandlung von Frauen geht es Marianne Herzog hauptsächlich in ihren Schriften, denn sie sah, dass sich niemand um eine Gleichstellung der Frauen kümmerte, die in der BRD seit 1949 garantiert war, und dass sie im kapitalistischen System weiterhin voll ausgenutzt wurden. Ihre eigene Identität steht dabei als ein suchendes Organ sowohl im Vorder- wie auch im Hintergrund. Grenzen werden verwischt. So schließen sich ihre Schriften besonders anfänglich an die Dokumentarliteratur an, die in den siebziger Jahren besonders von Frauen, wie z.B. Maxie Wander (*Guten Morgen, du Schöne*), Sarah Kirsch (*Die Pantherfrau*) in der DDR und Erika Runge – ebenfalls zum Umkreis der Baader-Meinhof-Gruppe gehörend – (*Botτροper Protokolle*) in der BRD versucht wurde.¹⁴

Es hat den Anschein, dass Frauen vorher keine Autobiographien geschrieben haben, und so erstaunt es zu hören, dass mehr als fünfhundert Frauen, die zwischen 1800 und 1900 geboren wurden, Autobiographien veröffentlichen konnten, wie

¹³ Ein Beispiel dafür wird von Stefan Aust zitiert. Als im Jahr 1970 Ulrike Meinhof bei einem Treffen der Gruppenmitglieder, an dem auch Marianne Herzog teilnahm, dringend vorschlug, doch besser zu planen, da schon so viele verhaftet waren, fühlte sich Baader angegriffen. «Baader brüllte: ›Ihr Fotzen, eure Emanzipation besteht darin, daß ihr eure Männer anschreit! [...] In die peinliche Stille hinein sagte Marianne zu Baader: ›Hör mal, ich halte viel aus, aber das mach' ich nicht mit, das halte ich einfach nicht durch. Wieso kannst du nicht sachlich zu Ulrike sein.‹ [...] Sie diskutierten mehrere Stunden lang. Schließlich setzte sich Andreas Baader mit seiner Meinung durch.» (Stefan Aust: *Der Baader-Meinhof-Komplex*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1986, S. 149.)

Klaus Rainer Röhl schreibt in seinem Buch über die Geschichte von *KONKRET*: «Nicht von neuer Zärtlichkeit und Sensibilität war die Rede, sondern von ficken, vögeln, stoßen, pimperm, und die entsprechenden Geschlechtsteile wurden gern als *pars pro toto*-Bezeichnung für Frauen gebraucht (die Uni-Fotze)» In: *Fünf Finger sind keine Faust*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974, S. 280.

¹⁴ Sarah Kirsch: *Die Pantherfrau*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1973; Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne*. *Frauen in der DDR: Protokolle*. Berlin: Luchterhand 1976; Erika Runge: *Botτροper Protokolle*. Vorwort von Martin Walser. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. (Erste Ausgabe: 1968.)

Gudrun Wedel recherchiert hat.¹⁵ Sie versanken jedoch mit wenigen Ausnahmen im Lethedfluss des kulturellen Vergessens, auf dem lediglich die im Kanon aufgenommenen Texte von Männern Rettungsboote fanden.¹⁶ Doch da Frauen in den letzten zwanzig Jahren ein wenig den Kanon beeinflussen konnten, finden sich zum ersten Mal Autorinnen, die nicht gleich wieder aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwinden. Dieser Aufsatz über Herzog hofft, ein Beispiel dafür zu werden.

Was ergibt sich aus den Schriften der Autorin Marianne Herzog? Als Flüchtlingskind aus Breslau (Wrocław, jetzt in Polen) wurde sie am Kriegsende mit ihrer Familie in den Osten Deutschlands, in die spätere DDR, verschlagen. Schon früh aus einer kreatürlichen Sicherheit herauskatapultiert, fühlte sie sich im mecklenburgischen Städtchen Wagen an der Müritz, wo sie aufwuchs und zur Schule ging, als Kind ohne Heimat behandelt, wie sie im Rückblick feststellt.¹⁷ Ihre Mutter, deren Mann allein in den Westen übergesiedelt war, musste bald ihre beiden Töchter allein und ohne Unterstützung aufziehen; nur mit Mühe und Not konnte sie den Haushalt mit einem Stenotypistinnengehalt bestreiten.¹⁸ Das Rollenmodell der traditionellen Mutter und Hausfrau, die immer zu Hause ist, hat Marianne Herzog nie erlebt. Prägend für ihr Ichbewusstsein wurde das Leben als Flüchtling am unteren Ende des Gesellschaftsspektrums in der DDR. Die Geborgenheit in der ›heilen‹ Familie erfuhr sie nicht. Auch die Phantasie eines liebenden Elternpaares konnte sie nicht errichten, denn schon früh gestand ihr die Mutter, dass sie, Marianne, das Kind einer Vereinigung mit einem ungeliebten Mann war. Soziale Klasse und verschobene *Gender*-Normen hingen unlöslich in der Bildung einer unsicheren Identität zusammen.

Aus Herzogs Texten geht hervor, dass sie das Dilemma in der marginalisierten Stellung der Frau in der Gesellschaft aus eigener Erfahrung kennt. Und auch das biographische Projekt mit Vera Kamenko (bei dem sie Struktur und Sprache bearbeitet hat) reflektiert Selbsterlebtes, z.B. was Frauenarbeit in der kapitalistischen Gesellschaft anlangt. Biographisches und Autobiographisches fließen zusammen: Herzog teilt das Leid anderer Frauen. In ihrem ersten Text, in *Von der Hand in den*

¹⁵ Gudrun Wedel, «... Nothing more than a German Woman. Remarks on the Biographical and Autobiographical Tradition of the Women of one Family» In: *German Women in the Eighteenth and Nineteenth Centuries. A Social and Literary History*, hrsg. von Ruth-Ellen B. Joeres und Mary Jo Maynes. Bloomington: Indiana University Press 1986, S. 306.

¹⁶ Siehe hierzu auch das Schicksal der vielen Dramatikerinnen, die im 18. und 19. Jahrhundert ihre Stücke aufgeführt bekamen. Vgl. Helga Kraft: *Ein Haus aus Sprache. Dramatikerinnen und das andere Theater*. Stuttgart: Metzler 1996, S. 4, sowie besonders das Kapitel 3: «Vergessenheit, das ist der wahre Tod», S. 56ff.

¹⁷ «Das Leben in der mecklenburgischen Kleinstadt, in die ich mit fünf Jahren kam, habe ich nur als Flüchtlingskind kennengelernt.» (*Suche*, S. 125).

¹⁸ «Wir lebten dreizehn Jahre zu dritt von dreihundertzwanzig Mark im Monat, dem Gehalt meiner Mutter. Nicht einmal kam in dieser Zeit ein Fünzigmarkschein von jemand anderem dazu.» (Ebd., S. 190.)

Mund (1976), berichtet Herzog von ihren Erlebnissen als Fabrikarbeiterin. Von Anfang an bezieht sie in das autobiographische Projekt Politisches mit ein, indem sie unbekannte Fakten aus erster Hand einbringt, die für sich selbst sprechen. Durch ihre eigenen Erlebnisse, durch die ›Wahrheit‹, die sie am Leib erfahren hat, erhält sie Mut und Autorität, die Misshandlung, Missachtung und Ausnutzung von Frauen im Arbeitsprozess anzuklagen. Sie schreibt nicht als Theoretikerin, die forscht und abstrakt spricht – obgleich sie gut informiert ist –, sondern ihre Berichte sind authentisch, stellen die ›Versklavung‹ von Frauen im feinsten Detail dar und zeigen die Machenschaften und schlimmen Auswirkungen eines Systems auf die darin gefangenen Frauen. Herzog will etwas verändern, und ihre Texte werden von einer Leidenschaft getragen, die einem Aufschrei gleichkommt.

Bisher hatte so eindringlich hauptsächlich Adelheid Popp, eine frühe Sozialistin, kurz nach der Jahrhundertwende geschrieben, die ihre eigenen menschenunwürdigen Erfahrungen in untergeordneter Frauenarbeit in der kapitalistischen Produktion veröffentlicht hat.¹⁹ Wie die amerikanische Historikerin Mary Jo Maynes zu anderen Autobiographien von Arbeiterinnen der Jahrhundertwende bemerkt, waren auch diese Autorinnen untypisch in ihrem Bedürfnis, ihre Geschichte zu erzählen. Es war ein schmerzhafter Prozess für sie, die zum Schweigen erzogen waren, eine öffentliche Stimme zu finden. Besonders bei Sozialistinnen wie Popp erkennt Maynes in der Veröffentlichung der eigenen Geschichte den Weg vom Schweigen zur öffentlichen Zeugenschaft. Es gehört Mut dazu, ›Ich‹ zu sagen. Auch andere, nicht aus dem Umkreis der Arbeiterbewegung stammende Autobiographinnen, wie z.B. Lena Christ und Angela Langer, bezeichneten ihr Schreiben bzw. ihre Sprache als wichtigen Bestandteil ihrer Selbstdefinition. Obwohl seither über fünfzig Jahre vergangen sind, gibt es viele Parallelen zu Herzogs autobiographischen Versuchen. Wie Herzog befassten sich diese Frauen neben Berichten über ihre Arbeitsbedingungen auch mit sexueller Belästigung und mit Familienbeziehungen. Fast durchweg sind, wie bei Herzog, die Mutter-Tochter-Beziehungen gespannt, während die meist abwesenden Väter als vages, glänzendes Vorbild scheinen. Das letztere ist bei Herzog nicht der Fall; sie drückt keine Gefühle für ihren Vater aus, ja erwähnt ihn kaum; er ist gewissermaßen ›abgeschrieben‹. Die Autobiographien von Frauen in der sozialistischen

¹⁹ Siehe Elke Liebs: «Die Schwierigkeit, eine tüchtige Tochter zu sein. Franziska von Reventlow, *Ellen Olestjerne*, Adelheid Popp, *Jugend einer Arbeiterin*, Lena Christ, *Erinnerungen einer Überflüssigen*». In: Helga Kraft und Elke Liebs (Hrsg.): *Mütter–Töchter–Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur*. Stuttgart: Metzler Verlag 1993, S. 173–193. Siehe auch: Adelheid Popp [anonym erschienen]: *Jugend einer Arbeiterin*. München: Ernst Reinhardt Verlag 1909. Siehe hierzu Mary Jo Maynes: «Gender and Class in Working-Class Women's Autobiographies» und Juliane Jacobi-Dittrich: «The Struggle for an Identity. Working-Class Autobiographies by Women in Nineteenth-Century Germany». In: Ruth-Ellen Joeres/Mary Jo Maynes (Hrsg.): *German Women in the Eighteenth and Nineteenth Centuries. A Social and Literary History*. Bloomington: Indiana University Press 1986, S. 230–246 resp. 321–345.

Bewegung übergehen oft Misshandlungen innerhalb der Familie («domestic violence») mit Stillschweigen und schwächen die Probleme der Geschlechterdifferenzen ab.²⁰ Es wird von ihnen gesagt, dass sie die frauenfeindliche Kritik ihrer männlichen Kollegen internalisiert hatten und dazu tendierten, ihre Situation kollektiv zu betrachten. Die Texte lassen erkennen, dass die Autorinnen dem Druck nachgegeben hatten, Frauenprobleme hinter den Problemen der Arbeiter im Allgemeinen zurückzustellen.²¹ Man kann kaum eine feministische Perspektive erwarten, denn es war noch nicht an der Zeit, Unterdrückung auf Geschlechterdifferenzen zurückzuführen. Es ist jedoch bezeichnend, dass die meisten dieser frühen Autobiographinnen die Frauenbewegung ignorierten. Auch Herzog wuchs unter dem Einfluss des Sozialismus in der DDR auf, wo die Frauenfrage zum Nebenwiderspruch degeneriert war. Beim Lesen ihrer Texte kann man nach anfänglichem, enthusiastischem Aktivismus und Gründerwillen innerhalb der Frauenemanzipation ebenfalls einen Rückzug von Gruppen der zweiten feministischen Welle verspüren.²² Sie nimmt eindeutig eine Arbeiterperspektive ein, denn sie beginnt ihr Buch *Von der Hand in den Mund* mit dem Lied «Brot und Rosen», das Streikende in einer amerikanischen Textilfabrik 1912 gegen Hungerlöhne gesungen hatten. Doch ist sie eine Autorin, die jegliche Utopie entbehrt; sie ist schon vom Arbeiterstaat der DDR wie auch vom kapitalistischen System der BRD enttäuscht worden. Ihre Flucht, von der sie so oft spricht, scheint an immer neue Grenzen zu führen.

Wie nun entwickelt Herzog ihre Identität? Das Modell von Erik Eriksons Lebenszyklen, wonach in Kindheit und Jugend die einzelnen Menschen Identitäten aus ihrem Lebensumkreis ausprobieren und annehmen, wird von Juliane Jacobi-Dittrich als Identitätsmuster für Männer erkannt.²³ Bei Autobiographinnen wird angenommen, dass sie – im Gegensatz zu Männern – ihre Identität in Brüchen in ihrem Leben entwickeln, wobei es eine große Rolle spielt, dass sie oft die ihnen zugeordnete subalterne Geschlechterrolle in Frage stellen müssen. Es ist daher ein alternatives Wissen, das in die Texte von Frauen eingebracht wird. Auch Herzog bringt dieses Wissen ein, nämlich z.B. das, was sie als Mit-Leidende in der Realität der Frauenarbeit erlebt hat. Sie sieht ihre Identität in einem Zusammenhang, der sie stärkt. Aufgrund dieses Wissens aus erster Hand kann man ihre Einsichten nicht einfach vom

²⁰ Mary Jo Maynes: «Gender and Class in Working-Class Women's Autobiographies». In: Joeres / Maynes (Hrsg.) 1986, S. 238.

²¹ Ebd., S. 241 und 242.

²² Im Nachwort, das nur in der englischen Ausgabe von *Von der Hand in den Mund* erschien, schreibt Herzog: «I lived in Berlin [...]. In 1968 we formed the first alliance of women, called the Action Group for the Liberation of Women, and because we had realized that women could only work when they knew their children were well looked after we founded children's play groups.» (*From Hand to Mouth*, 152.) An anderer Stelle erwähnt sie, dass sie im Rahmen der Gruppe «Brot und Rosen» Frauenarbeit in der Fabrik studieren wollte.

²³ Juliane Jacobi Dittrich: «The Struggle for an Identity. Working-Class Autobiographies by Women in Nineteenth Century Germany». In: Joeres / Maynes (Hrsg.) 1986, S. 321f.

Tisch wischen, sondern sie ist ernst zu nehmen. Traditionelle Theoretiker werden sicher weiterhin solche Kenntnisse als «anekdotisch» diskreditieren, doch moderne Methodologien von Historikern und Anthropologen beziehen dieses Wissen in zunehmendem Maße in ihre Arbeit mit ein.

Herzog ist sich darüber im Klaren, dass ihr Wissen und damit ihr Anliegen nur durch Schreiben, durch Veröffentlichung, wahrgenommen werden kann. In der öffentlichen Politik, aber auch zum Beispiel in den Gewerkschaften kümmerte sich in den siebziger Jahren kaum jemand um das Schicksal von unterbezahlten, ungelerten Frauen.²⁴ Zu der Zeit war geschlechtsspezifischer «Leichtlohn» noch gang und gäbe, nicht etwa weil die Arbeit leichter war, sondern weil Frauen sie verrichten. So sehr Herzog sich als eine Arbeiterin wie andere sieht, unterscheidet sie sich doch von ihnen. Von Anfang an wollte sie aufklärerische Arbeit leisten und wurde deshalb als Agitatorin oft schnell wieder entlassen. Als Alleinstehende zieht sie politische Konsequenzen, die sich die anderen Frauen nicht leisten können.

Sie hatte in Waren, Mecklenburg, acht Jahre die Volksschule besucht, danach eine Buchhändlerlehre durchgemacht und dort auch in ihrem Fach gearbeitet. Sie war schon von früh auf in Bücher vernarrt, las alles, was sie interessierte, und kannte die Überlegungen der kommunistischen Theoretiker. Wichtig – und vielleicht zum Vorteil – ist, dass ihr ein vom höheren Schulsystem abgesegneter Lehrplan fehlte, der sie in den Kanon eingeweiht hätte. Sie war jedoch eine skeptische Leserin und nicht leicht zu indoktrinieren.²⁵ Stets war sie dazu motiviert, solches Wissen zu erlangen, das sie in ihr Leben integrieren konnte. Nach verschiedenen Grenzübertritten zwischen der DDR und der BRD begann sie in der BRD zu studieren und arbeitete als Praktikantin in einem Fürsorgeheim für Mädchen, über das Ulrike Meinhof ihren Fernsehfilm *Bambule* drehte. Die Frauen müssen sich dort getroffen

²⁴ Zu der Zeit arbeiteten 70 Prozent aller Frauen in den Fabriken als Akkordarbeiterinnen. (*Von der Hand in den Mund*, S. 12.)

²⁵ Für Herzog war Lesen das Wichtigste; nicht einen Tag konnte sie verbringen, ohne zu lesen. (*Suche*, S. 18 und S. 99.) Wenn sie von den Büchern spricht, die sie nach ihrer Flucht in den Westen gelesen hatte, sagt sie: «Für diese Bücher würde ich noch einmal fliehen.» (*Suche*, S. 86.) Im Folgenden einige Titel der Bücher, die sie gelesen und in ihren Texten erwähnt hat: Karl Marx: *Lohnarbeit und Kapital*; *Lohn, Preis und Profit*; *Mein Arbeitstag – Mein Wochenende*. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen (veröffentlicht 1931 in Berlin von der Deutschen Textilarbeiterinnengewerkschaft); Renate Meyer-Harter: *Die Stellung der Frau in der Sozialversicherung* (Berlin 1974); Dr. Marie Baum: *Die Folgen ungelerner Arbeit für die Arbeiterin* (1910); B. Traven: *Die Baumwollpflücker* (1926); *Wir Frauen von Lip – Frauen im Kampf*, (Dietzenbach 1975); *Frauenarbeit – Frauenbefreiung* (1973); *Gegen die linken Phalokraten. Frauen bei Lip* (Berlin 1975); Maxie Wander: *Leben wäre eine prima Alternative* (Darmstadt 1980); Henri Charrière: *Papillon*; Jewjenia Semjonowna: *Marschroute eines Lebens*; Wera Figner: *Nacht über Russland*; (Herzog zitiert aus diesen letzten beiden Büchern über russische Frauen in Gefangenenlagern lange Abschnitte in *Nicht den Hunger verlieren*); Maxim Gorki: *Unter fremden Menschen*; Anna Seghers: *Aus vier Jahrzehnten*; Christa Wolf: *Lesen und Schreiben*; Agnes Smedly: *Daughter of Earth* (New York 1935); Betty Jean Lifton: *Twice Born: Memoirs of an Adopted Daughter* (New York 1975); Claudine Vegh: *Ich habe ihnen nicht Aufwiedersehen gesagt. Gespräche mit Kindern Deportierter*; Ossip Mandelstam: *Reise nach Armenien*.

haben, denn beide verfassten in den späten sechziger Jahren Radioreportagen über die falschen Erziehungsmethoden für die Mädchen in den Heimen. So wird der Beruf Herzogs auch als *Journalistin* angegeben.

Als Herzog erkannte, dass ihre soziologischen Universitätsstudien nichts mit der Realität zu tun hatten, brach sie das Studium ab. Sie interessierte sich nicht mehr für das Akademische, sondern wollte sich ihr Wissen in der Praxis holen, um Missstände verbessern zu können. Zunächst ging sie noch mit Mitgliedern der Gruppe «Brot und Rosen» in Berlin – einer der allerersten feministischen Organisationen in Deutschland – vor Ort, um festzustellen, was tatsächlich bei der Akkordarbeit von Frauen vor sich geht und welchen Einfluss diese Arbeit auf das Leben dieser Frauen hat. Der Ursprung ihres ersten autobiographischen Themas liegt somit in einem Forschungsprojekt. Doch während die anderen Mitarbeiterinnen der Gruppe die Situation in ihrem jugendlichen Elan *verschlimmbesserten* (schon am zweiten Tag meinten sie, die Frauen könnten schneller arbeiten und dadurch mehr verdienen) und nach kurzer Zeit die dumpfe und anstrengende Arbeit aufgaben, blieb Marianne Herzog fünf Monate dabei und verrichtete – bzw. erlitt – weiterhin Akkordarbeit, wobei sie die Situation und Ausbeutung von innen her kennenlernte. Später ist von Arbeiten in Frauengruppen nicht mehr die Rede. Sie stellte z.B. schnell fest, dass die Stücklöhne heruntergingen, wenn die Frauen schneller arbeiteten. Auf Jahre hinaus war sie immer wieder gezwungen, Akkordarbeit aus Existenznot anzunehmen. Da sie in ihrem erlernten Beruf keine Stellung fand, wählte sie Akkordarbeit, weil sie keineswegs die traditionell den Frauen zugeteilten unterbezahlten Zulangerarbeiten als ungelernete Verkäuferin, Stenotypistin, Kinderhüterin, Putzfrau oder Krankenpflegerin verrichten wollte.²⁶ Das Leben in solch einer Arbeitsgruppe hatte sie bei ihrer Mutter miterlebt.

Sie machte sich Notizen, aber erst viel später, im Jahr 1976, schrieb sie ihre Erfahrungen auf und fügte Interviews mit Akkordarbeiterinnen hinzu. Als autobiographisches Subjekt verschmolz sie mit diesen schwer arbeitenden Frauen, die im Gegensatz zu ihr überhaupt keine Chance hatten, andere Arbeit zu gleich hohen Löhnen zu finden, wobei sie auch bei der Akkordarbeit noch wesentlich weniger verdienten als Männer. Feste Kosten, wie sie z.B. besonders durch Alleinerziehung der Kinder oder durch abhängige Eltern entstanden, zwangen die Frauen, zu bleiben, bis ihr Körper Krankheitssymptome zeigte. Es empörte Herzog, dass diese durch die Art der Arbeit zugezogenen Krankheiten dann zu Entlassungen führten, was spätestens im Alter von fünfunddreißig Jahren der Fall war. Bei dieser Arbeit, so stellte Herzog fest, wurden Frauen tatsächlich Teil der Maschine; und wenn dieser Teil beschädigt war, wurde er ausgewechselt, weggeworfen. Die Frauen konnten

²⁶ «Ich musste sofort Geld verdienen. [...] Blieb ungelernete Arbeit übrig, und da wollte ich in die Fabrik. Nicht ungelernert auf Kinder aufpassen, nicht ungelernert in einem Kaufhaus arbeiten, nicht servieren oder saubermachen.» (*Von der Hand in den Mund*, S. 36.)

diese Art von Leben nur aushalten, weil sie sich einer Utopie hingaben, wie zum Beispiel dem Vorhaben, einmal selbst einen eigenen Verkaufsladen aufzumachen, oder Ähnlichem. Diese Zustände von Arbeiterinnen thematisierte ungefähr zur gleichen Zeit auch Elfriede Jelinek in ihrem Stück *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaft* (1976), hier jedoch ohne Eigenerfahrung der Autorin.²⁷

Herzogs problematische Identitätsbildung hatte inzwischen einen neuen Bruch erlebt: sie wurde im Zusammenhang mit der RAF-Fahndung verhaftet. Sie hatte nun keine Wahl mehr und erfuhr ihren hilflosen Objektstatus in der Gesellschaft durch Misshandlungen von Frauen, die vom Staat selbst ausgingen und die Freiheitsentzug und Schädigung von Körper und Psyche einschlossen. Nicht nur kapitalistisches Denken in privaten Firmen, sondern staatliche Institutionen raubten Frauen ihre Freiheit und ihr Begehren. Die Bekanntschaft mit Ulrike Meinhof führte dazu, dass Marianne Herzog verschiedener Verbrechen beschuldigt wurde und zwei Jahre (Dezember 1971 bis Dezember 1973) in schwerer Untersuchungshaft verbringen musste. In ihrem zweiten Buch, *Nicht den Hunger verlieren*, das im Jahre 1980 erschien, beschreibt sie die Behandlung in verschiedenen Gefangenenanstalten, wo sie auch eine als unmenschlich empfundene Isolierungshaft, ungenügende körperliche Bewegung, minderwertige Ernährung und fehlende Krankenbehandlung über sich ergehen lassen musste. Wie stand es mit dem rechtlichen Grundsatz, dass der Mensch unschuldig sei, bis er von einem ordentlichen Gericht schuldig gesprochen wird? Permanente physische und psychische Schäden – besonders durch die illegale fünfzehnmonatige Isolationshaft – machten sich bemerkbar. Die Fühllosigkeit der Wärterinnen brachte sie zum vollkommenen Verstummen. Verstummen wurde zur Waffe, die sie immer wieder benutzt. Die autobiographischen Texte, die sich aus Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen zusammensetzen, sind nicht nur von der eigenen subjektiven Wahrnehmung gefüllt. Herzog fügt Berichte und Interviews mit Frauen ein, die z.B. in Gefängnissen gezwungen wurden, Akkordarbeit für große Firmen zu leisten. Der Staat kollaborierte mit der Industrie, denn er stellte die Frauen als Billigstarbeitskräfte zur Verfügung. Die Ausbeutung richtete sich auch auf die paar Pfennige, die diese Frauen durch diese Sklavenarbeit verdienten, denn es war fliegenden Händlern gestattet, den Insassen Waren zu Wucherpreisen zu verkaufen. Herzog dokumentiert wiederum eine große Anklage und macht den Versuch, durch ihr Beispiel, vom Rande her die fehlende Geschichte der Frau an die Öffentlichkeit zu bringen.

Autobiographie soll bei Herzog einen Zusammenhang herstellen, nicht eine Abtrennung des Individuums, das egozentrisch selbst Modell sein will oder exhibitivistisch seinen persönlichen Schmerz in der Auseinandersetzung mit der Gesell-

²⁷ Elfriede Jelinek: *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaft*. In: *Theaterstücke*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1992. (Erste Ausgabe 1984.)

schaft verbreiten möchte. Herzog sieht sich als eine der Frauen an der Peripherie, die übersehen und ausgenutzt werden, die keine Möglichkeit haben, sich gegen gesellschaftlichen Zwang zu wehren. Sie will durch ihre autobiographischen Aufzeichnungen etwas für sich und die Gemeinschaft leisten, will zeigen, dass die Existenz leidender Frauen übergangen wird. Diesen blinden Fleck möchte sie aufhellen.

Dass die Geschlechterunterschiede mit dem Klassensystem und der Nationalität zusammenhängen, ist von Herzog schon früh bemerkt worden (z.B. in dem Buch der Jugoslawin Vera Kamenko und auch in *Von der Hand in den Mund*, denn in den Fabriken arbeiten oft bis zu siebzig Prozent Ausländerinnen als Akkordarbeiterinnen). Die Nabelschau der männlichen Autoren, die (auch in der Fiktion) in der Nachkriegszeit ihre eigenen Probleme in ihren Texten wälzten und damit ihr männliches, verletztes autonomes Ich und ihren Identitätsverlust betrauernten (wie z.B. Frisch in *Mein Name sei Gantenbein*), konnte sie nicht mitmachen. Es ging ihr eher darum, ein Ich zu etablieren, zu zeigen, was ein Frauenleben eigentlich ist oder nicht ist. Keineswegs ist es ein universelles Ich, sondern ein geschichtlich formiertes, sich änderndes Ich, das mit Leichtigkeit oft in die niedrigste Klasse gedrückt wird, weil es keine Stimme hat zu protestieren und deshalb seines Potentials beraubt wird.

Schon in ihrem Buch über die Untersuchungshaft gibt Herzog niemals einen ideologischen Standpunkt zu, nach dem sie im Zusammenhang mit der RAF-Gruppe gehandelt hätte. Ihre Art der Beziehung ist immer eins zu eins, von Person zu Person. Im Gegensatz zu Ulrike Meinhof gibt es von Herzog auch keine Pamphlete oder Abhandlungen – nicht einmal Stellungnahmen gegen Kapitalismus, Vietnamkrieg, Konsumgesellschaft oder «deutsche Bullen». Sie dokumentiert nur die ungerechte Behandlung, die sie (und nicht nur sie) in dem sogenannten Rechtsstaat erlitten hat, dessen Praktiken sie deshalb anzweifeln muss. Sie erklärt in ihrem Buch schlicht, sie hätte für verschiedene Leute Wohnungen als Unterschlupf besorgt, als sie sie brauchten. Sie sagt es so, als verstehe sie ihre Tat als Freundespflicht. Straffällige Taten – außer mit Leuten einer Gruppe bekannt zu sein, von denen einige Mitglieder nach den Buchstaben der Gesetzesordnung eine kriminelle Vereinigung bildeten – gibt sie nicht zu.²⁸ Bei den Gerichtsverhandlungen schweigt sie ganz. Dieses Schweigen ist Ausdruck ihrer Loyalität, wie auch ein Protest, der ebenfalls

²⁸ Im englischen Nachwort von *From Hand to Mouth* schreibt Herzog: «Friends of mine were being searched for, and overnight their faces appeared on posters. [...] Some of them I had known and loved for many years. [...] I took part in finding shelter for the others [...]» (S. 153.)

Sicherlich ging Herzog in einigen Aspekten der politischen Richtung ihrer Freunde und der SDS/APO-Bewegung. Als Ulrike Meinhof das linke Magazin *KONKRET* als zu konservativ empfand, unterschrieb Herzog zu Meinhofs Unterstützung einen Protest, wie Klaus Rainer Röhl berichtet: «Ihre [Ulrike Meinhofs] Freunde sammeln Unterschriften für einen Boykottaufruf linker Autoren. [...] Es unterschreiben nur Enzensberger, Lettau, Peter Schneider, Monika Mitscherlich-Seifert, Marianne Herzog und Prof. Peter Brücker.» (*Fünf Finger sind keine Faust*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974, S. 366.)

in ihren Büchern durchgehalten wird. Durch dieses Schweigen formiert sich zwar ein affirmatives Ich, das neue Regeln bejaht, doch es greift auf die Geschichte der Frau und ihr Schweigenmüssen zurück, das nun in Schweigenwollen umgewandelt wird. Keine ihrer Freunde ist durch sie belastet worden, obgleich die Aussage eines Bekannten dazu führte, dass sie zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Für sie zählt Loyalität höher. Die Untersuchungshaft, die wesentlich schlimmer war als eine normale Gefängnishaft, zu der man sie verurteilte, wurde ihr dafür angerechnet. Sie zeigt, dass sie als Schuldige behandelt wurde, noch ehe eine Untersuchung beendet war. Bitter bemerkt sie, dass die Indizien, die gegen sie aufgebracht wurden, bei anderen Freispruch bedeutet hätten. Nirgends in ihren Texten und Gerichtsprotokollen, die sie zitiert, ist von Gewalttätigkeit die Rede.²⁹ Von ihrem Moralbegriff aus hatte sie lediglich Freunden verschiedene Gefallen getan. Unter anderem hatte sie die kleinen Zwillingmädchen von Ulrike Meinhof nach Sizilien gebracht, wo sie der Vater, Klaus Rainer Röhl, der von Ulrike getrennt lebte, nicht finden sollte.³⁰ Sie wollte einer Mutter und Freundin helfen, ihre Kinder nicht zu verlieren. Ihre Motive beurteilt sie als rein. Immer wieder spricht sie von der Sehnsucht nach einer Basis für menschliche Würde: «Sehnsucht [...] nach mehr Andacht im Leben» (*Suche*, 56); «[n]achdem ich mir gestern vorgenommen habe, die Würde wieder in mein Leben einzuführen [...]» (*Suche*, 71); «Wie bleibe ich mir treu?» (*Suche*, 95); «Weil Lügen unwürdig sind [...]» (*Suche*, 117); «Ich behalte meine alte Morab» (*Suche*, 129). Was ist aber ihre «alte Morab»?

Mit Kindern befasst sich auch ihr letzter, autobiographischer Versuch, der am persönlichsten gehalten ist. Der Titel des Buches *Suche*, das 1988 erschien, hat zum einen mit ihren Nachforschungen nach ihrem Sohn zu tun, den sie zwanzig Jahre zuvor im Alter von achtzehn Monaten zur Adoption freigegeben hatte, als sie Anfang zwanzig war.³¹ Zum anderen ist es durch ihn auch eine Suche nach ihrer eigenen Kindheit oder eher nach ihrer eigenen Geschichte, die sich beim Schreiben

²⁹ Das Problem der Gewalttätigkeit der Obrigkeit gegen ihre BürgerInnen in einer anderen geschichtlichen Ära behandelt auch Elisabeth Plessen in ihrem Roman *Koblbaas*. Anachronistisch zitiert sie ein Interview im *Stern* vom November 1978, in dem Astrid Proll, eine Freundin von Herzog, auf die Frage «[...] Nicht nur Andreas Baader, Ulrike Meinhof und andere Ihrer Freunde sind tot – auch viele Polizisten. Was für Überlegungen und Gefühle kommen Ihnen dabei?» antwortet: «Ich kann auf diese Dinge nicht so kühl im Sinne einer Bilanz zurückblicken, da sind zu viele Gräber auf meinem Lebensweg. Ich verdränge das alles nicht, aber ich kann darüber nicht öffentlich sprechen. Das sind schmerzliche Erfahrungen.» (Elisabeth Plessen: *Koblbaas*. Zürich/Köln: Benziger Verlag 1979, S. 308–309.)

³⁰ Bettina Röhl: «Unsere Mutter Staatsfeind Nr. 1». In: *Der Spiegel*, Nr. 29, 17.7.1995, S. 88ff.

³¹ Die *Story* von anderen Frauen der Baader-Meinhof-Gruppe unterscheidet sich von derjenigen Herzogs. Gudrun Ensslin hat Ende der sechziger Jahre ihre Tochter aufgeben, um sich politisch zu engagieren. Auch Ulrike Meinhof gab zeitweise ihre Kinder weg, obgleich es immer als kinderfreundlich beschrieben wird; ihr früherer Ehemann Klaus Rainer Röhl nimmt an, dass er die Kinder auf einen Tip von ihr hin zurückbekam.

und durch Reisen erst langsam aufdeckt. Auch hier ist die Autobiographie dialogisch, denn nachdem sich Herzog langsam und schwer in ihr Thema eingeschrieben hat (sie beschreibt zunächst die Umstände ihres Schreibens und die täglichen Dinge), fängt sie ungefähr auf Seite siebzig an, ihre Rede oft an ihren Sohn zu richten, den sie von nun an mit «Du» anredet. Während sich in ihren Texten aus den siebziger Jahren ihr persönliches Begehren auf die Grundbedürfnisse wie Essen und Arbeit, beschränkt, liegt im Zentrum dieser neuen Autobiographie eine intensive Suche nach ihrem vergangenen Selbst, bei der neben der aktiv bekämpften Unfähigkeit, sich zu erinnern, auch Schuldgefühle auftauchen. Die in den siebziger und achtziger Jahren dominierende «neue Subjektivität» ist fast vergangen. Die neunziger Jahre, in denen das «moral fever»³² in den Hauptdiskurs der westlichen Kultur eindringt, sind schon am Horizont. Und so läuft auch durch diesen Text eine Sozialkritik, die nunmehr mit Kindern (auch ihrem eigenen Kindsein) in unserer Gesellschaft zu tun hat. Sie fragt empört: Darf man Menschen eine erfundene Geschichte auftischen, wie es oft bei adoptierten Kindern der Fall ist? Soll ihr Sohn niemals wissen, dass er eine andere leibliche Mutter hat? Wieso dürfen Politiker eingreifen, um Menschen ihre Lebensgeschichte zu stehlen, wie es bei ihrer Schwester und ihr selbst gewesen ist? Warum durfte sie nicht wissen, dass diese Schwester einen jüdischen Vater hatte, der verfolgt war und auswandern musste? Und warum wurde seine Existenz den Kindern der Familie auch noch im Erwachsenenalter von der Mutter verschwiegen? Was bedeutete es für ihre Identität, dass der «arische» Vater, den die Mutter heiratete, nur Schutzschild und Lückenbüßer war? Wurde ihre dunkelhaarige Schwester durch sie, das blonde Mädchen, noch mehr von Verfolgung bedroht, ohne dass sie jemals etwas wusste? Sie hatte eine Geschichte gelebt, von der sie nichts wusste. Sollte die Mutter beschuldigt werden? Obgleich sie den Sohn in ihrer Autobiographie als Wichtigstes in ihrem Leben bezeichnet, ist die Auseinandersetzung mit der Mutter so einschneidend, dass sie auch diese im Text direkt anredet, wenn auch mit einem «du» ohne Majuskel. Die Mutter steht hinter allem, da sie ihre Geschichte verschwiegen hat. «Weißt du, dass es mich noch mehr verletzt, von dir zu schreiben, als es mich schmerzt, von meinem Sohn zu sprechen?» (*Suche*, 181)³³

Herzogs Grundbegriffe sind schlicht und einfach: Dem Menschen darf solch ein Verschwiegen nicht zugemutet werden, und sie hat ihrer Mutter die Vorenthaltung lange nicht verziehen. Sie fragt: «Gibt es nur Wiederholungen von Verschwiegenem von Generation zu Generation?» (*Suche*, 203) Ihr eigenes Unvermögen, sich zu er-

³² So nannte der amerikanische Essayist Tom Wolfe die neunziger Jahre in einem Vortrag im Jahr 1991. Mit der verkorksten Moral, mit der – besonders in der DDR – Kinder aufwuchsen, befassen sich in letzter Zeit verschiedene Autorinnen. Siehe u.a. das Buch der Christa Wolf-Tochter Annette Simon: *Versuch, mir und anderen die ostdeutsche Moral zu erklären*. Gießen: Psychosozial-Verlag 1996.

³³ Sie hat ihrer Mutter auch nicht verziehen, dass sie die Tochter nicht aufnahm, als sie schwanger war: «Warum hast du mich rausgeworfen, als ich schwanger war?» (*Suche*, S. 180.)

innern, die schwarze Wolke, die auf ihrer Vergangenheit liegt – wurde es dadurch verursacht? Ihr eigener Protest, der mit dem gequälten Schrei beginnt, durchbricht diese Wolke. Hier reflektiert sich schon eine neue Ethik, wie sie im feministischen Diskurs zur Zeit, besonders in den USA, aufkommt. Es ist eine unklare, widersprüchliche Ethik, die sich aus Herzogs letzten Texten ergibt. Kann sie noch auf eine Familientradition bauen? Ist deren Sicherheit nur von außen bedroht? Sind Mütter nur in der kapitalistischen Gesellschaft so arm, dass sie ihre Kinder aufgeben müssen, und ist es nur der faschistische Polizeistaat, der Kinder wegen ihrer Rasse den Eltern zu entreißen droht?³⁴ Oder muss auch sie sich als Einzelne von innen her ändern? Sie empfindet es als schlimmsten Vertrauensbruch einem Menschen und besonders einem Kind gegenüber, wenn ihm die tatsächlichen Umstände seines Lebens im engsten Kreise vorenthalten werden. Es ist nicht so sehr der Wunsch, zur traditionellen *Imago* der heilen Familie zurückzukehren, der sie bewegt; dazu ist Herzog zu sehr Realistin. Auch eine Mutter ohne Ehemann sollte ihr Kind aufziehen können; auch ein jüdisches Kind in einer «arischen» Familie sollte seinen Vater kennen, auch die Kinder von Frauen, die als Akkordarbeiterinnen tätig sein müssen, sollten eine sichere, behütete Kindheit haben. Diese überindividuellen Zusammenhänge ergeben sich durch Herzogs persönliche Sehnsucht nach Geborgenheit, nach Heimat, nach ihrem Kind – nach all den Beziehungen, die ihr im Leben genommen wurden. Ist diese Empfindung symptomatisch für die Frau? Es scheint so, denn Statistiken berichten von einer Unzahl von Vätern, die kaum jemals daran interessiert sind, für ihre Kinder nach Scheidungen oder nach dem Abbruch der Verbindung zur Mutter zu sorgen. Eine väterliche Sehnsucht nach einem Wiedersehen, wenn sie sich auch ausdrückt, wird bei Männern selten aktiviert. Ist es ein typisch weiblicher Identitätszug, den Herzog für sich in Anspruch nimmt und als naturgegeben begreift, oder ist es einer, den sie in der patriarchalischen Männergesellschaft vermisst und der in einer moralisch handelnden, menschlichen Gemeinde für alle gelten sollte? Bisher hat Carol Gilligan am eindringlichsten beschrieben, dass die Moral von Frauen sich aus dem Praktischen ergibt und mit ihren Kindern und den ihr Anvertrauten zu tun hat, die sie schützen müssen. Wie traditionelle Forscher fanden, können Frauen deshalb auch die höchste Stufe des Moralsystems, wie es im Patriarchismus etabliert ist, nicht erreichen.³⁵ Hiergegen scheint Herzog anzukämpfen, und ihre autobiographischen Schriften deuten an, dass sie darauf bedacht ist, «Mütterliches Denken», wie es z.B. Sara Ruddick theoretisch begründet hat, in unserer

³⁴ Siehe hierzu z.B. das Buch der Tochter von Elisabeth Langgässer: Cordelia Edvardson: *Gebranntes Kind sucht das Feuer*. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1986. Die uneheliche Tochter war «Dreivierteljüdin»; sie wurde aus der Familie gerissen und nach Auschwitz verschleppt, weil ihr unehelicher jüdischer Vater – anders als im Falle Herzog – bekannt war.

³⁵ Carol Gilligan: *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge/London: Harvard University Press 1982. Gilligan ist deshalb auch oft des Essentialismus beschuldigt worden, da sie, von der Psychologie herkommend, dazu tendiert, psychische Vorgänge zu universalisieren.

Gesellschaft zu bejahen.³⁶ Dieses Begehren jedenfalls ist ihr persönlich immer schwer, wenn nicht sogar unmöglich gemacht worden. Ihr Kind konnte sie nicht behalten, denn sie hätte – wie sie in *Suche* zunächst anklagend schreibt – mit dieser Last sich selbst nicht retten können, wie dann das Kind? Warum machte es ihr die Gesellschaft so schwer, das Kind zu behalten? Warum durfte sie die Adoptionserlaubnis nicht rückgängig machen, obgleich sie dies sofort beantragte, ehe noch das Kind adoptiert war – was sich später als legal erwies? Auch bei den Adoptionspraktiken moniert sie kapitalistisches Denken, wonach das Kind zum Besitz wird. Sie sieht es so: «Ehepaare, die keine Kinder bekommen, adoptieren das Kind einer Frau, die nicht mehr weiter weiß. Besitzende nehmen das Kind von einer, die nichts besitzt [...]» (*Suche*, 204) Oft stimmt diese Bemerkung, obgleich Herzog ausspart, dass es auch viele Fälle gibt, bei denen die Kinder besser bei Adoptiveltern aufgehoben sind als bei Müttern wie z.B. Gudrun Ensslin, die ihr Kind leicht aufgab. Der Protest nach außen hin ist zunächst ein unerkannter Protest gegen sich selbst. Herzog hatte ihr Kind verlassen. Diese Schuld manifestiert sich zunächst dadurch, dass auch sie ihre eigene Geschichte unterdrückt hatte: sie konnte sich nicht mehr an die Schwangerschaft erinnern.

Herzog hat sich mit ihrem Schreiben in die Sphäre des Mannes begeben; und da sie kompromisslos versucht, neu darzustellen, neu zu schreiben, nicht zu mystifizieren, die Sprache ihrem Projekt gefügig zu machen, geht sie durch alle HölLEN, die Schriftsteller durchgehen müssen, wenn sie sich nicht an den akzeptierten Kanon halten. So muss Herzog solche Leser enttäuschen, die eine Lebensgeschichte lesen wollen, wobei alle Fakten schön der Reihe nach geordnet sind und vorgeführt werden. Hier ist nichts parat; es dauert lange, ehe die Leser etwas aus dem Leben der Autorin erfahren. Und das geschieht nur in Fetzen hier und da, wobei z.B. das Frühste am Ende steht. Besonders Sensationshungrige, die saftige Einzelheiten aus dem Umkreis der RAF erfahren wollen, werden enttäuscht. Auch gibt es Widersprüche, neue Ansätze. Es wird klar, wie schmerzlich und nervenaufreibend das Schreiben ist, wie sehr es mit Herzogs Leben und Leben-Können zusammenhängt. So sagt sie z.B. in *Suche*: «Vielleicht bin ich darum eine, die schreibt, weil ich unter dem zu schnellen Ablauf der Ereignisse leide.» (*Suche*, 71) Hier versucht jemand durch Schreiben, der eigenen Geschichte im Zusammenhang mit anderen Geschichten auf den Grund zu kommen. Christa Wolf hingegen konzentriert sich z.B. in *Kindheitsmuster* nur auf ihre eigene Geschichte. Ein großer Unterschied liegt auch darin, dass Herzog im Gegensatz zu Wolf den Mut hatte, «ich» zu sagen, während Wolf das Ich fiktiv verfremdete, weil sie keinen Zugang zu ihm hatte. Auch Herzog hat diesen Zugang nicht; deshalb fällt ihr das Schreiben oft so schwer, was sie wiederum thematisiert, wobei sie ihre Schlaflosigkeit, Depressionen und andere Umstände, die mit dem Schreiben zu tun haben, mit einbezieht. Wenn sie z.B. sagt, ihre

³⁶ Sara Ruddick: *Maternal Thinking: Toward a Politics of Peace*. Boston: Beacon Press 1989.

Zeitrechnung beginne mit dem Mauerbau, wird klar, dass sie sich als einen Menschen sieht, der von den geschichtlichen Ereignissen geprägt ist. Sie sucht etwas Festes und klagt: «Ich lebe immer noch provisorisch. [...] Ich habe mich bis heute an gar nichts gewöhnt.» (*Suche*, 82) Auch ihre Träume – zumeist Alpträume – sind aufgezeichnet. Selten interpretiert Herzog diese, doch offensichtlich reflektieren und beeinflussen sie ihr Fühlen und Denken und werden deshalb als Teil ihrer Realität berichtet. Niemand greift die Autorin auf eine poetische Tradition zurück, und nur ganz selten ergeht sie sich in Reflexionen. Sie will nicht nur beanstanden, dass es ein Unrecht gibt; sie will, dass es aufhört. Es wird jedoch klar, dass sie zwischen den Diskursen ihrer Zeit und den übernommenen Grundwerten der Gesellschaft eine Balance sucht. Zumeist stellt sie Fragen zu ihrer Unfähigkeit, ihre Existenz, ihr Ich im Hin und Her einer zerstückelten Gesellschaft zu stabilisieren. So hat sie sich in *Suche* selbst zum Projekt gemacht, um ihre eigene Geschichte zu finden. Sie fragt nicht wie Christa Wolf «Wie sind wir geworden, wie wir sind?», sondern behauptet: «ich muss meine Geschichte kennen, wenn ich kein Sklave sein will.»³⁷ Dazu muss sie, wie Christa Wolf, an Orte der Vergangenheit reisen. Anders als Wolf, die nur *eine* Reise machen musste, um ihre Heimat zu finden, unternimmt Herzog viele Reisen, die sie doch nie nach Hause führen. Langsam wird klar: ihr Zuhause liegt innen, aber es ist nicht ästhetischer Art, sondern schmachtet gewissermassen im Gefängnis der eigenen, zersplitterten Identität. Es benötigt Beziehungen und menschliche Verbindungen, die Herzog immer wieder misslingen. Eindringlich spricht sie von ihrer Einsamkeit, aber dann auch wieder von der Notwendigkeit, allein zu sein. Herzog will ihre ganze Geschichte kennen, und sie will außerdem den Schmerz, die Fluchten, die Grenzen, die sie erlebt hat, in Zukunft für sich und für ihr eigenes Kind verhindern.³⁸ Erst als sie ihre eigene Schuld, das Kind alleingelassen zu haben, aktiv auf sich nimmt, wird die Vergangenheit zum Positivum in einem Heilverfahren. Erst wenn sie den Moralbegriff, den sie auf andere – besonders auf öffentliche Institutionen – angewendet hat, auf sich selbst bezieht, findet sie eine Basis, um weiterzuleben. Erst mit der Annahme dieser bewussten Schuld – mehr als zwanzig Jahre nach der Adoption – tut sie wirklich alles, um dieses Kind zu finden. Es gelingt ihr, zumindest mit der Adoptivmutter zu sprechen, indem sie wieder untraditionell, «unfraulich», eine Beamtin verzweifelt, laut und anhaltend anschreit – wie sie es als Untersuchungshäftling in Isolationshaft gelernt hatte. Die bis dahin Passive wagt eine laute Sprache, eine neue Sprache, einen Schrei, um eine neue Tradition, die den Menschen das Ihre nicht vorenthält, zu beginnen. Dieser Schrei geht in ihren autobiographischen Text ein.

³⁷ Siehe das Motto dieses Aufsatzes: «Im Zustand des Sklaven befindet sich jeder, dem seine Geschichte gestohlen wird.» (*Suche*, S. 185.)

³⁸ Grenzen haben für ihre Texte eine zentrale Bedeutung, im realen und übertragenen Sinn. Oft träumt sie von Grenzen (z.B. *Suche*, S. 43). Doch die Grenze ist immer bedrohlich, durch sie erlebt sie immer eine Spaltung, und sie muss von der einen Seite zur anderen fliehen, in Deutschland und auch in ihrer zersplitterten Identität.

Wenn man Herzogs autobiographische Schriften aufgrund ihrer Abweichung von der Norm betrachtet, ist auch ihre Einstellung zur «normativen Heterosexualität» aufschlussreich. Normative Heterosexualität, wie sie in unserer Gesellschaft als «natürlich» verstanden wird, umfasst die offiziell sanktionierte heterosexuelle Beziehung von Mann und Frau, die in die monogame Ehe führt, welche wiederum das geschlechtsspezifische Rollenverhalten untermauert.³⁹ Im Laufe der Geschichtsepochen wurde die Frau durch die ihr inskribierte Rolle als Ehefrau und Mutter auf ein Prokrustes-Bett gefesselt, wodurch ihr Potential als menschliches Wesen beschnitten wurde. Durch die Kriegswirren unseres Jahrhunderts sind viele Frauen – auch die in Herzogs Familie – aus diesen traditionellen Rollen herausgefallen. Doch die Sexualität der Frau, die in ihrem Begehren kaum beachtet wurde, musste sich weiterhin der normativen Heterosexualität anpassen. Das fiel auch Herzog schwer. Obgleich sie ihr Leben lang enge, intime Beziehungen begehrte, brachte ihr die Norm nicht die Erfüllung, die sie erwünschte. Anfang zwanzig heiratete sie einen Jugendfreund, «not because I wanted to, but more because I had to find somewhere to live» (*From Hand to Mouth*, 150).⁴⁰ Sie war kurz vorher in die DDR zurückgegangen, doch anstatt freudige Aufnahme zu finden, wurde sie auf lange Zeit in ein Übergangslager gesteckt, in dem sie unter primitivsten Umständen eingeeengt leben musste. Ein Passvermerk erlaubte es ihr auch nicht, ihre Mutter in Ostberlin zu besuchen – ein Wunsch, der sie zu ihrem Entschluss, in die DDR zurückzugehen, motiviert hatte. Man wollte sie zwingen, Spionage für die Stasi zu treiben – ein Ansinnen, das sie kategorisch ablehnte. Da der Ehemann zu Wutausbrüchen tendierte und sie weitere Misshandlungen befürchten musste, verließ sie ihn, obgleich sie schwanger war, und ging wieder zurück in die BRD.⁴¹

In keinem ihrer Bücher spricht sie von einem weiteren Eheversuch. Doch in ihren Texten deutet sie an, dass sich ihr Begehren auch auf Frauen gerichtet hatte. Sie erklärt im englischen Nachwort zu *From Hand to Mouth* schlicht, dass sie ein Mädchen im Fürsorgeheim Eichhof liebte, aber nicht wusste, was sie mit ihren Ge-

³⁹ Verschiedene Theoretikerinnen haben die normative Heterosexualität dekonstruiert, wie zum Beispiel Judith Butler in *Das Unbehagen der Geschlechter*, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1991 (Original: *Gender Trouble*, New York: Routledge 1990). Andere theoretisierten eine Abwendung von der Norm, wie sie in frühen «Gay Studies» bei Monique Wittig am eindrucksvollsten vertreten wird, die 1979 proklamierte: «Wir sind keine Frauen.» Siehe auch Monique Wittig: *Le corps lesbien* (deutsch: *Aus deinen zehntausend Augen Sappho*, Berlin 1977).

⁴⁰ «[...] nicht weil ich das wollte, sondern eher, weil ich einen Platz zum Wohnen finden musste.» (Übersetzungen der Zitate aus *From Hand to Mouth* von mir, H.K.). Die englische Ausgabe wird hier zitiert, da sie außer einem Nachwort von Herzog auch eine Einführung von Sally Alexander enthält, die es in der deutschen Originalausgabe nicht gibt.

⁴¹ Sie schreibt über ihren Mann, den sie nur mit P. bezeichnet: «In seinem Jähzorn schlug er. Das möchte ich nicht laut sagen.» (*Sucbe*, S. 105). Herzogs Zögern, darüber zu sprechen, wird in diesem Satz klar. Gewalttätigkeiten innerhalb der Familie («domestic violence») werden erst in den neunziger Jahren zu einem Thema, das offen behandelt wird.

fühlen tun sollte, da sie Verantwortung spürte.⁴² Zu der Zeit war sie Ende zwanzig, die Mädchen im Heim aber zwischen sechzehn und achtzehn. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis, als Herzog als Fabrikarbeiterin arbeitete, erwähnt sie eine Lebensgemeinschaft mit einer Frau namens Ruth, mit der sie auch von Berlin nach München zog, weil sie beide dort bei Siemens Arbeit fanden. Sie thematisiert nicht Sexualität oder erotische Gefühle. Ihr Körper wird nicht als ein erotisierter, sondern als ein gequälter dargestellt. Es ist ihr nur wichtig, publik zu machen, dass weder sie noch Ruth als arme Akkordarbeiterinnen von ihrem Lohn allein leben konnte. Das Einkommen der einen ging für die Miete und das Einkommen der anderen für die Verpflegung drauf.

In der Zeit, da sie – ca. zehn Jahre später – ihr Buch *Suche* schreibt, lebt sie wieder mit einem Mann zusammen, von dem sie sich aber noch während des Schreibprozesses trennt. Auch von ihm bekommt sie nicht die zwischenmenschliche Zuwendung, die sie ersehnt, und sie kritisiert seine geschlechtsspezifische, selbstbezogene Haltung, deren Wirkung der männlich sozialisierte Mensch gar nicht erkennt. Als Beispiel erwähnt sie eine Abfuhr am Telefon, wobei der Mann eine dringende Bitte von ihr gar nicht erst anhört, weil er keine Zeit habe. Wie verletzend diese Abwimmlung für sie ist, geht daraus hervor, dass ihr in aller Öffentlichkeit ein lang anhaltender, gequälter Schrei entfährt, wie sie ihn vorher bei der unmenschlichen Behandlung im Gefängnis ausgestoßen hatte. Wie brutal sich normative Heterosexualität äußern kann, geht besonders aus dem Buch hervor, das Herzog zusammen mit der jugoslawischen Gastarbeiterin Vera Kamenko geschrieben hat. Vera, auf sich allein gestellt, durch Akkordarbeit abgehärmt, durch die sie sich nicht ernähren kann, lässt sich darauf ein, mit einem türkischen Gastarbeiter zusammenzuleben. Seine kulturell bedingte besitzergreifende Eifersucht, die ständig die Furcht schürt, dass diese Frau auch andere Männer verlocken könnte, bringt ihn dazu, sie gewissermaßen im Haus gefangen zu halten, wenn auch nicht so konsequent, wie es in dem Film *40 m² Deutschland*⁴³ dargestellt ist. Wenn dieser Mann – wenn auch fälschlicherweise – vermutet, Vera habe Augen für andere, misshandelt er sie aufs schärfste. Da die Jugoslawin aufgrund der historischen Ereignisse in ihrer bewegten Lebensgeschichte nicht mehr dem Modell des traditionellen, passiven «Weibchen» entspricht, entflieht sie ihm und zieht in eine andere Stadt. Doch der Mann findet sie, und die Misshandlungen gehen weiter. Als ihr uneheliches Kind, das sonst bei der Mutter in Jugoslawien lebt, in Berlin zu Besuch ist, kommt es zur Katastrophe. Das Kind wird von beiden wegen einer Unart misshandelt, so dass der Siebenjährige an den Verletzungen stirbt. Zwar kommen Misshandlungen nicht nur bei armen Familien der

⁴² «I fell in love with a girl, worked there, tried to get the girls out of the home by finding work for them. I didn't know what I ought to do about the love I felt, because above all I felt responsible.» Marianne Herzog: *From Hand to Mouth. Women and Piece Work*. Middlesex / New York [etc.]: Penguin Books 1980, S. 152.

⁴³ *40 m² Deutschland*. Regisseur: Tevfik Baser, Produktionsjahr: 1986.

unteren Klassen vor; doch zeigen Marianne Herzog und Vera Kamenko, wie Menschen, die gewissermaßen ausgestoßen sind und am Rande der Gesellschaft leben, von der Möglichkeit, ein stressfreies Familienleben zu etablieren, ausgeschlossen sind. Die Schuld bekam natürlich die Frau zugesprochen, die eine dreijährige Zuchthausstrafe verbüßen musste. Die heterosexuelle Norm ist im öffentlichen Leben, in der Rechtsprechung, derart eingenistet, dass es bisher ein Leichtes war, Frauen die Schuld zuzuschreiben.

Marianne Herzog versucht in ihren Texten, die vielen Seiten eines Gesellschaftssystems, durch das Frauen in Massen ausgebeutet, krank gemacht, ihrer Entwicklungsmöglichkeiten beraubt werden, zu dekonstruieren, um ihre eigene Identität zu stabilisieren. Dieses autobiographische Ich ist nicht das Ich einer feministischen Mittelklassefrau, die sich ihre Privilegien auf Kosten anderer Frauen erkämpft. Es ist das Ich einer schwer arbeitenden Frau, sei es in der Fabrik, sei es beim Schreiben von innovativen Texten. Herzog bemüht sich, einen Ort für ihre Empfindungen zu lokalisieren, in denen Traditionelles wie Revolutionäres zusammenkommen. Sie strebt eine Existenz an, die keine Polarität zulässt. Doch findet sie in ihrem letzten, Ende der achtziger Jahre veröffentlichten Buch, dass dieser Ort selbst geschaffen werden muss. Für sie liegt er im Schreiben. Ihr Aktivismus hat nicht geholfen, die Zustände sind unverändert. Schreiben ist für sie Therapie und führt zu einer neuen Ethik. Zum Beispiel erkennt sie die unterdrückte Schuld, ihr Kind verlassen zu haben. Indem sie diese Schuld zugibt und alles in Bewegung setzt, um ihrem Kind seine Geschichte wiederzugeben, gelingt es ihr, auch ihre eigene Geschichte kennenzulernen und dadurch ihre eigene Identität zu stabilisieren – aber nur provisorisch. Auch das Schreiben kann nicht alles erreichen. Ihr größter Wunsch, ihr Kind zu sehen, wird nicht erfüllt. Sie ist sich im Klaren, dass «über das, was ich nicht sehen kann, nur zu schweigen ist» (*Suche*, 181).

Literaturverzeichnis

- Aust, Stefan: *Der Baader-Meinhof-Komplex*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1986.
- Barthes, Roland: *Mythologies*. New York: Hill and Wang 1957.
- Barthes, Roland: «The Death of the Author». In: *Image, Music, Text*. New York: Hill and Wang 1977.
- Barthes, Roland: *Roland Barthes by Roland Barthes*. Translated by Richard Howard New York: Hill and Wang 1977.
- Baser, Tevfik (Filmemacher): *40 m² Deutschland*. Produktionsjahr 1986.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. (Englische Originalausgabe: *Gender Trouble*. New York: Routledge 1990.)
- Chodorow, Nancy: *The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender*. Berkeley: University of California Press 1978.
- Edvardson, Cordelia: *Gebranntes Kind sucht das Feuer*. Roman. Aus dem Schwedischen von

Anna-Liese Kornitzky. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1986. (Schwedische Originalausgabe: *Bränt barn söker sig till elden*. Stockholm: Bromberg 1984.)

Foucault, Michel: «What is an Author?» In: Donald Bouchard (Hrsg.): *Language, Counter-Memory, Practice*. Ithaca: Cornell University Press 1977.

Gilligan, Carol: *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge/London: Harvard University Press 1982.

Hartsock, Nancy: «Foucault on Power: A Theory for Women?» In: Linda J. Nicholson (Hrsg.): *Feminism/Postmodernism*. New York: Routledge 1990.

Herzog, Marianne: *Von der Hand in den Mund*. Berlin: Rotbuch Verlag 1976. (Englische Ausgabe: *From Hand to Mouth. Women and Piece Work*. Middlesex/New York/Victoria [etc.]: Penguin Books 1980.)

Herzog, Marianne: *Nicht den Hunger verlieren*. Berlin: Rotbuch Verlag 1980.

Herzog, Marianne: *Suche*. Darmstadt: Luchterhand Verlag 1988.

Jelinek, Elfriede: *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaft*. In: *Theaterstücke*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1992. [Erste Ausgabe: Köln: Prometh Verlag 1984.]

Kamenko, Vera, unter Mitarbeit von Marianne Herzog: *Unter uns war Krieg. Autobiografie einer jugoslawischen Arbeiterin*. Berlin: Rotbuch Verlag 1978.

Kirsch, Sarah: *Die Pantherfrau*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1973.

Kraft, Helga: *Ein Haus aus Sprache. Dramatikerinnen und das andere Theater*. Stuttgart: Metzler 1996.

Liebs, Elke: «Die Schwierigkeit, eine tüchtige Tochter zu sein. Franziska von Reventlow, Ellen Olesjerne, Adelheid Popp, Jugend einer Arbeiterin, Lena Christ, Erinnerung[en] einer Überflüssigen». In: Helga Kraft/Elke Liebs (Hrsg.): *Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur*. Stuttgart: Metzler Verlag 1993. S. 173–193.

Plessen, Elisabeth: *Fakten und Erfindungen. Zeitgenössische Epik im Grenzgebiet von fiction und non-fiction*. München: Carl Hanser Verlag 1971.

Plessen, Elisabeth: *Kohlhaas*. Zürich/Köln: Benziger Verlag 1979.

Popp Adelheid [anonym erschienen]: *Jugend einer Arbeiterin*. München: Ernst Reinhardt Verlag 1909.

Röhl, Klaus Rainer: *Fünf Finger sind keine Faust*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974.

Röhl, Bettina: «Unsere Mutter – Staatsfeind Nr. 1». In: *Der Spiegel*, Nr. 29, 17.7.1995, S. 88ff.

Ruddick, Sara: *Maternal Thinking: Toward a Politics of Piece*. Boston: Beacon Press 1989.

Runge, Erika: *Bottroper Protokolle*. Vorwort von Martin Walser. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. [Erste Auflage 1968.]

Spivak, Gayatri Chakravorty: *Harper's Magazine* (September 1989).

Gudrun Wedel, «... Nothing more than a German Women. Remarks on the Biographical and Autobiographical Tradition of the Women of one Family» In: *German Women in the Eighteenth and Nineteenth Centuries. A Social and Literary History*, hrsg. von Ruth-Ellen B. Joeres und Mary Jo Maynes. Bloomington: Indiana University Press 1986, S. 305–320.

Wittig, Monique: *Aus deinen zehntausend Augen Sappho*. Berlin: «Amazonen» 1977.